

Leseprobe aus:

**Adele Parks**

# **Ehemänner**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

II  
*One Broken Heart for Sale*

**Laura**

Schon Viertel vor elf. Trotzdem die ideale Zeit für mich, Bella, meine beste Freundin, anzurufen. Sie weiß, dass ich erst spätabends zum Reden komme. Nicht, dass meine Freundinnen mir nicht wichtig wären; nur scheint Eddie, mein Vierjähriger, der sonst ein aufgewecktes Bürschchen ist, Bohnen in den Ohren zu haben, sobald bestimmte Stichwörter und Sätze fallen. «Kannst du dich mal ein bisschen allein beschäftigen? Mummy muss jetzt telefonieren» oder «Zeit fürs Bett» kommen mir da spontan in den Sinn.

Ich habe versucht, mich zu unterhalten, wenn er noch auf ist, aber meine Freundinnen (besonders die kinderlosen) irritiert es ungemein, wenn ich nie einen Satz beende und ständig brülle: «Lass das sein!», oder: «Nein, du kriegst keinen Lolli, iss lieber einen Apfel!» Das sage ich für die Leute am anderen Ende der Leitung, während ich Eddie mit Süßigkeiten vollstopfe, um mir ein bisschen Zeit für einen Schwatz unter Erwachsenen zu erkaufen. Selbst wenn Eddie eingeschlafen ist, sind die nächsten beiden Stunden mit allerlei Hausarbeiten angefüllt.

Eine perfekte Hausfrau bin ich beileibe nicht. Ich will keinen falschen Eindruck erwecken: Ich packe meinem Kind nicht schon abends die Lunchbox für den Kindergarten. Und keinen Lunch aus lauter selbst zubereiteten Köstlichkeiten, Obst und Gemüse aus organisch-biologischem Anbau und weiß der Kuckuck was. Leider bin ich ziemlich lahmarschig und mache immer alles auf den letzten Drü-

cker. Meine ganze Zeit geht dafür drauf, Tomatensoße und Fischstäbchenreste von Plastiktellern in den Müll zu kratzen, Joghurt aus jedem Winkel der Wohnung zu entfernen, in dem sich Eddie herumgedrückt hat, Wäschewaschen, vielleicht ein bisschen Bügeln (wenn ich die Falten nicht mit der Hand glattstreichen kann) *und* wenigstens eine halbe Flasche Wein zu leeren. Wenn die Wäsche in der Maschine im Schleudergang ist, wirkt der Wein in der Regel, die Last des Tages fällt von mir ab, und ich fühle mich in der Lage, Bella anzurufen.

Uns geht nie der Gesprächsstoff aus. Eine ganze Weile redeten wir immer über meine Scheidung und Oscar, das Arschloch, meinen Ex. Dann kam Bellas Hochzeit an die Reihe, und jetzt, wo keiner von uns so ein wichtiger neuer Lebensabschnitt bevorsteht, diskutieren wir darüber, in welcher Farbe ich mein Bad streichen oder welchen Farbton sie für ihre Zehennägel wählen soll.

Es macht wirklich gar nichts, wenn ich so spät anrufe und bis in die frühen Morgenstunden mit Bella quassele, denn sie muss morgens nicht zur Arbeit und hat kein anstrengendes Kind zu versorgen. Ich versuche nicht mal so zu tun, als wäre ich nicht neidisch.

Als ich Bella kennenlernte, vor mehr als drei Jahren, lagen die Dinge ganz anders. Damals verkehrte sie nicht in teuren Schönheits- und Friseursalons, mit Ernährungsberatern oder im Fitnessstudio. Von etwa halb acht morgens bis Viertel vor acht abends schuffete sie in einer PR-Agentur, weil sie eine vage Vorstellung hatte, dass sie «PR machen» wollte. Alle sagten ihr, das sei doch genau das Richtige für sie. Nicht, dass sie besondere kommunikative Fähigkeiten besäße, aber sie ist hübsch, und unheimlich vielen hübschen Mädchen rät man zu einer Karriere in PR. In der irrigen Ansicht, PR-Arbeit bedeute, auf viele tolle Partys zu gehen, probieren diese Mädchen das ein Weilchen aus, obwohl sie

kein echtes Interesse an diesem Beruf haben. In diese Kategorie fiel auch Bella.

An manchen Abenden kellnerte sie in einer heruntergekommenen Cocktailbar, an anderen machte sie Computerkurse, weil jemand meinte, sie müsse ihre PC-Kenntnisse erweitern. Als man sie darüber aufklärte, dass sich hinter «PC» nicht das Kürzel für *politically correct*, sondern *personal computer* verbarg, meldete sie sich in der Abendschule an. Sie witzelte immer: «Powerfrau dank EDV!» An Wochenenden arbeitete sie als Serviererin in einem Café. Da sind wir uns begegnet.

In jenen Tagen war sie überarbeitet, unterbezahlt und unscheinbar. Jetzt ist sie das genaue Gegenteil.

Ich hatte mich gerade frisch von meinem Mann getrennt. Oscar verließ mich, als Eddie ein halbes Jahr alt war. Er sagte, er müsse «zu sich selbst finden». Das ist der Feigemänner-Slang für «Ich habe eine Neue». Da saß ich dann ganz schön in der Patsche, um es auf die feine englische Art zu sagen. Weniger vornehm ausgedrückt, stand ich bis zum Hals in der Scheiße. Meine Familie war Tausende von Kilometern und einen teuren Fernflug weit weg. Ich hatte kurz vor Eddies Geburt aufgehört zu arbeiten, ich kannte keine Menschenseele in England, bei der ich mich hätte ausheulen können. Meine Freundinnen waren die Hälften von Paaren aus unserem gemeinsamen Freundeskreis. Sie bemühten sich zwar, sich nach Oscars plötzlichem Verschwinden mit mir solidarisch zu zeigen, aber es war heikel. Mit denen konnte ich nicht reden, denn sie hätten es vielleicht ihren Männern weitererzählt, und die hätten es Oscar stecken können. Für «reden» lies: fürchterlich über ihn herziehen, ihn in Grund und Boden verdammen und kein gutes Haar an ihm lassen – was denn sonst. Eddie nahm zwar mit seinen Bedürfnissen nach Nahrung, frischen Windeln, Kuscheln und Baden meine ganze Zeit in Anspruch, aber von ihm bekam ich nicht

viel Feedback, außer natürlich «gugelgugel, ga, ma, ma, ma, ma, ga, ga».

Ich fühlte mich einsam.

Bella und ich lernten uns zwei Monate nach meinem persönlichen Waterloo kennen. Damals traute ich mich kaum noch vor die Tür, allenfalls bis zum kinderfreundlichen Café in der Hauptstraße. Das Schöne daran war, dass ich mir da keine Mühe zu geben brauchte. Alle Gäste hatten schreiende Babys oder tobende Kleinkinder dabei. Hier trug man den Vogelscheuchenlook mitsamt postnatalen Rettungsringen um die Hüften und ausgemergelten, unausgeschlafenen Gesichtern zur Schau. Ich war sicher, mich hier unauffällig unters lärmende Volk mischen zu können, und genau das wollte ich auch. Am liebsten wäre ich ganz vom Erdboden verschluckt worden – eine normale Stimmungslage, wenn eine Ehe in die Brüche geht. Doch meine Tarnung (Hose mit Gummibund, aschfahles Gesicht und Struwelhaar) nützte mir nichts. Ich fiel immer noch aus dem Rahmen. Das merkte ich, als eines Tages eine Serviererin (Bella) zu mir sagte: «Dir geht's ja wohl echt beschissen, was?»

Ich wollte die Bemerkung ignorieren und mich an einen anderen Tisch setzen. Doch Instinkt und Neugier siegten, und ich konnte mir einen Blick auf die Person, die einen solch völlig unbritisch-freimütigen Kommentar losgelassen hatte, nicht verkneifen. Als ich aufblickte, begrüßten mich ein breites Lächeln und zwei strahlende riesige braune Augen. Der erste Lichtblick seit zwei Monaten!

«Total!», gestand ich.

Bella stellte einen Teller auf den Tisch. Darauf lagen zwei große, klebrige Krapfen mit Zucker- und Zimtglasur; sie glänzten verführerisch. Ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit durchströmte mich. Seit Oscar weg war, hatte ich kaum was gegessen. Oder vielmehr doch ganz viel, aber nichts Leckeres. Ich traute mich nicht mehr in einen Supermarkt voller

glücklicher Hausfrauen und nahm mit dem vorlieb, was ich so im Haus hatte. Zuerst ernährte ich mich vernünftig, aber als die Tiefkühltruhe und die Küchenschrankvorräte geplündert waren, ertappte ich mich immer öfter beim Verzehr merkwürdiger Kombinationen, etwa enthäutete, entgrätete Fischfilets (gut) mit Cornflakes (etwas komisch) oder kalte gebackene Bohnen mit Spaghetti. An jenem Tag hatte ich zum Lunch ein Glas Sardellen und Milchreis aus der Dose verspeist. Ich litt an akuter Geschmacksverwirrung.

«Die hier esse ich am liebsten. Ich dachte, dir könnten sie auch schmecken», sagte die Kellnerin und zeigte auf die Krapfen.

«Danke», murmelte ich. Kannte ich diese hübsche Frau mit dem dunklen, lockigen Bubikopf und dem breiten Grinsen etwa? Nein, wohl eher nicht. Aber sie tat so, als wären wir Freundinnen.

«Iss», befahl sie. Gehorsam nahm ich einen davon und biss hinein. Winzige Krümel mit Zimt und Zucker blieben an meinen Lippen kleben. Warmer Teig zerging mir auf der Zunge, es war einfach himmlisch.

«Ich heiÙe Bella.»

«Laura», stammelte ich, und dann brach ich in Tränen aus. Bella hielt mir ein Taschentuch hin. Offenbar kein frisches, aber das war mir egal.

Und so wurde Bella meine beste Freundin.

Bella und ich entdeckten viele Gemeinsamkeiten. Sie war zwar nicht samt Baby von ihrem Mann im Stich gelassen worden, absolut nicht. Bella hatte nie geheiratet, und nach allem, was ich mir damals so zusammenreimte, überdauerte keine ihrer Männerbekanntschaften die ersten drei Monate, und jede endete garantiert mit dem Abklingen der O-là-là-Phase. Aber wir waren beide auf der Suche.

Ich wurde in Wollongong in Australien geboren. Da gab es alles, was sich ein Mädchen wünschen kann: einen großen

Hafen, eine Eisenhütte und eine Stahlfabrik. Wollongong ist Australiens ästhetische Antwort auf das englische Slough.

Das behauptet man jedenfalls. Bin noch nie in Slough gewesen, da tue ich vielleicht dem einen oder dem anderen oder auch beiden Orten Unrecht. Ich bin das jüngste von vier Kindern. Meine älteren Geschwister entwickelten sich prächtig, bestanden ihre Prüfungen, gingen an die Uni, zogen wieder nach Hause, heirateten die Nachbarn und richteten sich das Leben genauso ein wie meine Eltern vor ihnen.

Schon von klein auf wollte ich mehr. Aber nicht mehr Geld. In meiner Kindheit hatten wir immer genug, wenn auch nicht zu viel, und darum denke ich nicht oft über Geld nach. Ich wollte mehr erleben. Mehr sehen, mehr unternehmen, fühlen, schmecken und noch vieles andere. Studiert habe ich nicht. Stattdessen habe ich mir mehrere Teilzeitjobs gesucht und ordentlich gespart. Für eine Reise um die Welt. Ich wollte das Taj Mahal sehen, das Empire State Building, den Eiffelturm und und all die anderen beliebten Schneekugelmotive.

Ich wollte mal ganz neue Leute kennenlernen. Die Nachbarn fand ich zwar sehr nett, aber sie waren sich beängstigend ähnlich, so ein bisschen wie *Die Frauen von Stepford*. 1993, mit einundzwanzig, brach ich von Australien zu meinem großen Abenteuer auf. Ja, die meisten Einundzwanzigjährigen stürzen sich in ein Abenteuer. Man nennt es auch Leben. Aber meins kam mir viel bedeutsamer vor, denn es war mein *eigenes*.

Ich jobbte mich quer durch Europa. Und es war alles wunderbar, genau so, wie ich es mir vorgestellt hatte, und manchmal war es auch so schrecklich, wie meine Mutter befürchtete. Ein Höhepunkt war die Mitarbeit in einem Zirkus – nein, nichts Exotisches wie Trapezkünstlerin oder Feuerschluckerin –, ich riss Eintrittskarten ab und mistete den Elefantenstall aus. Ein anderes Highlight war die Be-

kanntschaft mit einer französischen Lesbe – wir wurden richtig dicke Freundinnen. Ich überlegte kurz, ob ich ihre Geliebte werden sollte, nur so als Experiment, aber sie stellte mich ihrem Bruder vor, praktisch ein Abziehbild von ihr, nur mit Pimmel, da fing ich lieber mit dem was an. Ich habe den Eiffelturm gesehen, den Vatikan und die Tulpenfelder in Holland. Weniger schön war meine Zeit als Putze in spanischen Bedürfnisanstalten und die drei Nächte, die ich im Bahnhof von Florenz auf dem Fußboden pennen musste, weil ich keinen Job fand und blank war. Aber lassen wir das.

Ich lernte massenhaft Leute kennen; darunter manche interessante, aber manche langweilten mich tödlich. Wieder andere klopfen so kluge Sprüche, dass sie mir gar nicht mehr aus dem Kopf gehen. Dumme Sprüche bekam ich allerdings auch viele zu hören, und die kommen mir bei allen möglichen passenden und unpassenden Gelegenheiten wieder in den Sinn. 1998, mit sechsundzwanzig, begegnete ich Oscar. Nie hätte ich gedacht, dass ich eigentlich nur auf der Suche nach «dem Richtigen» gewesen war und meine Wanderlust so einen prosaischen Grund hatte. Aber als ich Oscar kennenlernte, dachte ich, die Puzzleteilchen meines Lebens fügten sich zusammen.

Oscar war achtundzwanzig, gerade mal zwei Jahre älter als ich, wirkte auf mich aber schon unheimlich arrivierte. Er hatte eine kleine Eigentumswohnung über einer chemischen Reinigung in Fulham. Und ein Auto. Er gab Dinnerpartys. Schon nach wenigen Monaten schlug er mir vor, meine Reiseschuhe an den Nagel zu hängen. Eventuell könne er mir einen Job als Empfangsdame in seiner Firma, einer Medienvertriebsgesellschaft, besorgen. Das Empire State Building oder das Taj Mahal bekam ich nie zu sehen.

Nicht, dass ich zu dem Zeitpunkt ein Problem damit gehabt hätte, denn ich spürte in mir eine seismische Verwerfung. So was wie Erleichterung schwappte über mich, und

ich sagte eilends zu. Ich bildete mir ein, der Liebe meines Lebens begegnet zu sein und damit eine Antwort auf alle meine Fragen und Bedürfnisse gefunden zu haben. Und er musste doch einfach die Liebe meines Lebens sein. Er war ziemlich intelligent, sah ziemlich gut aus, und obwohl er nicht gereist war (vierzehn Tage Pauschalurlaub auf Kreta oder Ibiza zählen nicht), schien er gern den stürmischen, überschwänglichen Schilderungen meiner Abenteuer zu lauschen, und er gefiel mir so gut, dass ich wie elektrisiert war, wenn er zur Tür hereinkam. Das musste einfach Liebe sein.

Drei Jahre, eine weiße Hochzeit, ein Baby und eine Scheidung später merkte ich, dass ich immer noch auf der Reise des Lebens war. Oscar war keine Antwort auf meine Fragen, seine Existenz zwang mich nur, weitere und schwierigere zu stellen.

Bella hatte ihren Reisepass nicht in verschiedenen Erdteilen zerfleddert, aber sie suchte auch immer neue Erfahrungen; sie rastete nicht und rostete nicht. Bella sah südländisch aus, obwohl sie in Schottland geboren und mit Anfang zwanzig nach London gezogen war. Ich weiß nicht genau, was sie davor gemacht hat, sie äußert sich nicht zu ihrer Herkunft. Vermutlich entstammt sie einer ganz normalen wohlhabenden Mittelschichtfamilie und hat einen ordentlichen Uniabschluss in der Tasche. Das passt allerdings schlecht zu ihrem Leben als Bohémienne, für die sie sich gern ausgibt, darum schweigt sie sich über ihre Jugendjahre aus.

Wir schlossen Freundschaft, weil wir blank waren und uns die Zeitarbeitsjobs anödeten. Wir schlossen Freundschaft, weil wir bald gemeinsame Vorlieben entdeckten: gute Taschenbücher, Treuepunkte in der Drogerie sammeln, Schaufensterbummeln und Weißwein. Wir schlossen Freundschaft, weil wir glauben, dass Lachen besser als Wei-

nen ist und dass an Horoskopen schon irgendwas dran sein muss. Wir schlossen Freundschaft, weil Bella nette Worte über meinen Sohn fand (obwohl er in seinem Buggy schlief, bemerkte sie seine überdurchschnittliche Intelligenz und seine schöpferische Begabung). Kurz, wir schlossen Freundschaft, weil sie lieb und nett ist.

Bellas Telefon klingelt. Sie nimmt schnell ab. Philip schläft vermutlich schon, und sie will nicht, dass er aufwacht.

«Hi.» Meinen Namen brauche ich nicht zu nennen.